

# Adressat/-innenorientierte Forschung als performativer Akt

## Zur Verfertigung der Gedanken im Austausch

Kristina Enders

*Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Beyond the Narratives: Die Entdeckung unintendierter Folgen Sozialer Hilfen im Spannungsfeld von Integration und Ausgrenzung«*

Ich erinnere mich noch gut an den Moment Ende Januar 2022 als mich die E-Mail meiner Promotionsbetreuenden Chantal Munsch erreicht. Sie fragt mich in ihrer Rolle als Antragstellende des DFG-Graduiertenkollegs „Folgen sozialer Hilfen“, ob ich mich gemeinsam mit ihr, einer weiteren Kollegiatin und zwei externen Soziolog/-innen an einer Ad-Hoc-Gruppe zum Kollegsthema auf dem DGS Kongress beteiligen wolle. In vier Wochen sollte das Konzept zur Begutachtung eingereicht werden. Neugierig öffnete ich das angehängte Textdokument. Es ist der Entwurf eines Abstracts. Das Dokument befindet sich im Änderungsmodus und signalisiert eindeutig „work in progress“. Es ist überschrieben mit den Worten: „Beyond the Narratives: Die Entdeckung unintendierter Folgen Sozialer Hilfen“. Ich habe direkt Lust, in die Diskussion mit Chantal Munsch und Dagmar Hoffmann, die die Ad-Hoc-Gruppe gemeinsam vorbereiten, einzusteigen. Folgen entdecken, das möchte ich auch und gleichzeitig stellt mich diese Aufgabe in meinem Forschungsprozess vor große Herausforderungen. Der Zugang zu den Adressat/-innen sozialer Hilfen, deren Sichtweisen auf Folgen ich in meiner Folgenforschung gerne berücksichtigen möchte, gestaltet sich als äußerst hürdenreich und wider Erwarten schwierig.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich mich mit meinem vermeintlichen Scheitern am Zugang noch nicht näher befasst, ahnte aber bereits, dass sowohl die Hürden und Blockaden im adressat/-innenorientierten Forschungsprozess als auch mein eigenes Zweifeln mehr waren als eine reich sprudelnde Frustrationsquelle für sich qualifizieren wollende Folgenforscher/-innen. Ich begriff die Einladung durch Chantal Munsch und Dagmar Hoffmann, mich an der Ad-Hoc-Gruppe zum Kollegsthema zu beteiligen, als Ermunterung, mich dem „Scheitern“ am Zugang zu stellen und diese Erfahrung in meinem Vortrag zum Thema zu machen.

Parallel zu der dadurch angestoßenen intensiven Auseinandersetzung mit meinen Zugangsschwierigkeiten eröffnete sich im Februar 2022 eine Möglichkeit, mit den Adressat/-innen sozialer Hilfen zu ihren Sichtweisen in den Austausch zu kommen. „Scheitern“ offenbarte sich mir als Ausgangspunkt für neue Erkenntnisse. Im Abstract für die Bewerbung um die Teilnahme in der Ad-Hoc-Gruppe formuliere ich das wie folgt: „Im Vortrag reflektiere ich, wie ich mich den wirklichkeitskonstitutiven Prozessen einer Adressat/-innenforschung im Umfeld sozialer Hilfen zu nähern versuche. Ich zeichne nach, wie ich der Anrufung einer sozialen Hilfe folge. [...] Über eine autoethnografische Analyse meiner Verstrickungen in das Feld der Adressat/-innenforschung wird dabei deutlich, dass ich die Wissensbestände der Adressat/-

innen auf spezifische Weise nutze.“ Zum Zeitpunkt der Einreichung des Abstracts im Mai 2022 war das eher eine Vermutung. Ich wusste ja noch gar nicht, was mich im Kontakt mit den Adressat/-innen, in der Auseinandersetzung mit ihren Wissensbeständen erwartet. Aber genau so sollte mein Vorhaben im Programm des 41. DGS-Kongresses unter dem Titel „Adressat/-innenorientierte Forschung als performativer Akt: Überlegungen zu einem autoethnographischen Zugang zu Forschungsfolgen“ veröffentlicht werden. Nun gab es kein Zurück mehr. Die Entscheidung für die Autoethnographie als Lösung meines Zugangsproblems hatte einen festen Platz in meiner adressat/-innenorientierten Folgenforschung gefunden.

Am 28. September 2022 ist es dann soweit. Der DGS-Kongress läuft bereits seit zwei Tagen, ich bin beeindruckt von der Vielfalt an Beiträgen und meine Aufregung hat ein fast unerträgliches Maß erreicht. Hier spricht niemand übers „Scheitern“ im oder am Forschungsprozess (Eckert und Cicecki 2020, S. 17ff.). Warum mache ich das?

Der Seminarraum im Gebäudeteil T an der Universität Bielefeld ist bis auf den letzten Platz besetzt. Ich folge der Begrüßung durch Dagmar Hoffmann und ihrer Einführung ins Thema der Ad-Hoc-Gruppe, den Vorträgen von Chantal Munsch („Die Herstellung von Folgen im Forschungsprozess. Reflexion über unterschiedliche Perspektiven und ihre Forschungsergebnisse“), von Udo Kelle („Die Idee der Sozialtechnologie und das Problem der ‚unintended consequences‘ – unterschiedliche Perspektiven quantitativer und qualitativer Sozialforschung“) und Ellen Bareis („Bearbeitung sozialer Ausschließung im alltäglichen Umgang mit institutionalisierter Hilfe“). Die kurze Pause im Anschluss nutze ich zum Umbau, verbinde meinen Laptop mit dem Lautsprecher und warte, dass die Zuhörenden wieder ihre Plätze einnehmen. Zu meiner großen Verwunderung ist der Raum weiterhin gut gefüllt. Ich schaue in freundliche Gesichter, atme tief durch und beginne mit meinem Vortrag:

**Ich bin sehr froh, heute in dieser Runde dabei zu sein. Als ich den Leuten aus meinem näheren Umfeld erzählte, dass ich auf dem Soziologiekongress spreche, da hörte ich oft: „Hui“ oder „Aha!“ Jemand sagte: „Oh! Das ist aber mutig.“ Ab diesem Moment war ich aufgeregt. In der Folge habe ich mich dafür entschieden, meinen Vortrag zu verschriftlichen, also ein Skript zu nutzen, das mir Sicherheit geben soll. Unterlegt ist mein Vorlese-Vortrag mit ein paar Folien und O-Tönen, die es Ihnen bestenfalls leichter machen sollen, in meine Überlegungen einzusteigen.**

**Dass ich mich in meiner Forschung unter dem Dach des DFG-Graduiertenkollegs „Folgen sozialer Hilfen“ und heute hier gemeinsam mit Ihnen mit Überlegungen zu einem autoethnographischen Zugang zu Forschungsfolgen beschäftige, würde ich zu allererst als eine Folge meines Scheiterns am Feldzugang begreifen.**

**Was sich da genau ereignete, zu welchen spannenden Einblicken mir diese zunächst frustrierende Erfahrung verhalf und erste Überlegungen dazu, wie sich diese Erkenntnisse für die Entdeckung unintendierter Folgen sozialer Hilfen produktiv machen ließen, darüber möchte ich heute gerne berichten.**

**Ich bin eine von aktuell 20 Promovierenden und Forschungsstudierenden, die ihr Qualifikationsprojekt unter dem Dach des bereits erwähnten DFG-Graduiertenkollegs „Folgen sozialer Hilfen“ an der Universität Siegen realisieren. Im Kolleg orientieren wir uns aktuell an fünf Leitfragen. Hinter der Nummer drei verbirgt sich die Annahme, dass Adressat/-innen entscheidend sind für jede soziale Hilfe. Für uns Mitglieder des Graduiertenkollegs ist es maßgeblich, in unseren Forschungen stets danach zu fragen, wie Adressat/-innen durch ihre Sichtweisen und Praxisformen die Folgen sozialer Hilfen mitbedingen und/oder primär hervorbringen.**

**In meiner Forschung frage ich nach den Folgen einer gesundheitspolitischen Programmatik, der s.g. *soziallagenbezogenen Gesundheitsförderung*. Die Sichtweisen und Praxisformen der Adressat/-innen *soziallagenbezogener Gesundheitsförderung* einzufangen, gestaltete sich für mich jedoch sehr schwierig.**

**Meine Forschung in diesem Kontext zu betreiben, erschien mir anfangs unproblematisch. Das Interesse an meiner Forschung im Feld ist groß. In den letzten zwei Jahren habe ich mit zahlreichen Praxisvertreter/-innen aus dem Umfeld der Programmatik Gespräche geführt. Ich habe viel erfahren über das *Präventionsdilemma*, also das Problem der Nicht-Erreichbarkeit benachteiligter Bevölkerungsgruppen mit gesundheitsförderlichen Angeboten. Ebenso über die Erwartungen, die in diesem Zusammenhang an die s.g. *Zielgruppenorientierung*, also an die Beteiligung von Leuten in s.g. „schwierigen Lagen“ geknüpft werden.**

**Gleichzeitig bin ich an dem Ziel, diese Leute selbst zu Wort kommen zu lassen, lange gescheitert.**

**Mich frustrierte diese Situation. Oder besser: ich war mächtig enttäuscht.**

Schließlich machte ich bereits seit Jahren die Beobachtung, dass auf Tagungen, Konferenzen, in Imagefilmen und anderen öffentlichkeitswirksamen Formaten immer wieder Leute, die als Mitglieder benachteiligter bzw. armutsbetroffener Bevölkerungsgruppen gerahmt wurden, sich zu Folgen der beteiligungsorientierten Förderprogrammatische *soziallagenbezogene Gesundheitsförderung* zu Wort meldeten.

Zeigen möchte ich ihnen das beispielhaft an einem Video, das ich erstmals auf der Tagung „Partizipative Ansätze in der Adressat/-innenforschung Sozialer Arbeit“ gesehen habe. Gezeigt wurde es von einer Hochschulvertreterin, die ihr Wirken im Rahmen einer sozialräumlichen Beteiligungspraxis in der Triade Soziale Hilfedienstleistung-Alltagsakteur/-innen vorstellte.

Der Film ist auf den Webseiten der Hochschule und auf YouTube verfügbar und dauert insgesamt acht Minuten. Ich habe einige Sequenzen als Ton-Spur herausgegriffen.

*Auszug 1 Tonspur [02:36:57]:* „So als Stadtteilerforscherin zu arbeiten und mit den Hochschulen. Das war für mich, wie manchmal die Kinder sagen, das wäre eine EHRE. Weil ich habe NIE in meinem Leben gedacht, dass ich so ... mit solche Leute arbeiten.“

*Auszug 2 Tonspur [07:51:03]:* „Als Stadtteilerforscher/-innen gibt mir das Gefühl, dass ich arbeite, dass ich bin eine Frau in dieser Gesellschaft. Eigentlich, wo ich mich richtig – habe ich noch mal andere, mal gesagt – dass ich ... es ist die EINZIGE Ort, dass ich meine Erkennung bekomme.“

Das angesprochene Konzept *Stadtteilerforscher/-innen* steht für einen sozialräumlichen Beteiligungsansatz. Die Umsetzung wurde durch eine Soziale Hilfe im Rahmen der Programmatische *soziallagenbezogene Gesundheitsförderung* beantragt und unter der Federführung der Beteiligungsdienstleistung entwickelt. Studierende der beteiligten Hochschule können sich die Mitarbeit in diesem Projekt als Prüfungsleistung anrechnen lassen. Über das jeweils laufende Semester begleiten die Studierenden die *Stadtteilerforscher/-innen*, wenn diese – nach ein paar Schulungen durch die Hochschulvertreter/-innen – mit den Leuten aus ihrer Nachbarschaft, Bekannten, Freunden, Familie leitfadengestützte Interviews durchführen. Die Studenten transkribieren die Gespräche.

Auffällig ist: Die Leute in dem Video präsentieren die Folgen der Beteiligung durchweg als Erfolge.

Das machte mich neugierig. Ich wollte gerne selbst mit ihnen sprechen.

Von der involvierten Sozialen Hilfe wurde ich mit meinem Anliegen an die Beteiligungsdienstleister/-innen verwiesen. Sie erzählten mir ausgiebig von der Wirkmächtigkeit, dem Folgenreichtum ihres beteiligungsorientierten Ansatzes. Auf die Bitte, selbst mit den Leuten zu ihren Erfahrungen sprechen zu dürfen, wurde ich mit dem Hinweis auf „Überforschung“ zurückgewiesen – die s.g. *Stadtteilerforscher/-innen* müssten nach Aussage der Beteiligungsdienstleister/-innen vor einer Erforschung geschützt werden. Der Zugang zu den Leuten im Video wurde mir verwehrt!

In den letzten zwei Jahren konnte ich im Umfeld *soziallagenbezogener Gesundheitsförderung*, insgesamt drei Zugangsinszenierungen zwischen den Feldakteur/-innen und mir – der an der Adressat/-innensicht interessierten Folgenforscherin – beobachten:

- (1) Wie gerade gezeigt, wurde ich mit dem Hinweis auf „Überforschung“ von den Beteiligungsdienstleister/-innen bzw. der wissenschaftlichen Begleitung einer bereits laufenden sozialräumlichen Beteiligungspraxis zurückgewiesen („Beteiligungsdienstleister/-innen als Gatekeeper: Blockade“)
- (2) Zum anderen wurde ich von der Sozialen Hilfe (Gemeinwesenarbeit) an die beratende Beteiligungsdienstleistung verwiesen, die mir ausgewählte Leute vermittelte und gleichzeitig an einer wissenschaftlichen Erfolgsbestätigung ihres sozialräumlichen Beteiligungsansatzes interessiert war („Beteiligungsdienstleister/-innen als Gatekeeper: Lenkung“).
- (3) Des Weiteren wurde mir von den professionellen Akteur/-innen aus dem Umfeld der sozialräumlichen Beteiligungspraxis die Umsetzung der Beteiligung der Alltagsakteur/-innen angetragen bzw. zur Bedingung gemacht, um überhaupt weiter mit mir im Gespräch zu bleiben („Anrufung als adressat/-innen- bzw. beteiligungsorientierte Forscherin: Win-Win“).

Was lässt sich mit Blick auf die drei Inszenierungspraktiken beobachten?

Erstens: die wissenschaftlichen und beratenden Beteiligungsdienstleister/-innen als auch die von ihnen zur Anwendung gebrachten Ansätze einer *partizipativen (Gesundheits)Forschung* spielen im Umfeld der Programmatische *soziallagenbezogene Gesundheitsförderung* und für die Vergewisserungspraxen der in die Programmatische verstrickten Sozialen Hilfen offenbar eine tragende Rolle.

In Anlehnung an Rainer Diaz Bones (2011, S. 10) Überlegungen hinsichtlich einer „Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft“ ließe sich fragen: Wie performt *partizipative (Gesundheits)Forschung* die Vergewisserungspraxen Sozialer Hilfen und ihrer Adressat/-innen? Dieser spannenden Frage hat sich jüngst die Zeitschrift

*Widersprüche* mit einem Call for Papers unter dem Titel „Wir forschen Dich mit: Partizipative Forschung als Vergesellschaftung von Forschung“ angenommen (mittlerweile erschienen in *Widersprüche* 2022).

Heute möchte ich mir gemeinsam mit Ihnen eine weitere Beobachtung genauer anschauen: Wie sich entlang der drei Inszenierungspraktiken zeigen lässt, reagieren die Feldakteur/-innen auf mich – d.h. auf die adressat/-innenorientierte Folgenforscherin. In der Terminologie Georges Devereux' (1967/1988, 40ff.) besitze ich also einen *Reiz-Wert*. Diesen *Reiz-Wert* ist nicht nur als frustrierende Störung meines Forschungszugangs zu begreifen, sondern einen praktischen Umgang damit zu finden, dass eine saubere Aufteilung in Forschende und Beforschte nicht funktioniert, diese Idee habe ich der Auseinandersetzung mit Reflexivität und den Autor/-innen Angela Kühner, Andrea Ploder und Philipp Langer zu verdanken. In unterschiedlichen Veröffentlichungen (vgl. Kühner et al. 2016; Kühner 2018; Ploder 2022) schlagen sie vor, innerhalb der diversen Akzentuierungen zwischen zwei in der Stoßrichtung unterscheidbaren Varianten von Reflexivität zu differenzieren.

*Schwach reflexive Forschungszugänge* begreifen die Beziehung der Forschenden zum Feld, ihren Einfluss auf die Datenproduktion sowie die subjektiven Komponenten der Interpretations- und Darstellungsarbeit, also ihre Positionierung im Erkenntnisprozess, zwar als unausweichlich, aber auch als problematischen Störfaktor. Epistemisch *schwache Reflexivität* dient in ihrer Explizitmachung vor allem der Kontrolle des Einflusses des forschenden Subjekts. Diese Ansätze können hoch reflexiv sein, aber in einem erkenntnistheoretisch schwachen Sinn (vgl. Ploder 2022, S. 26).

Anders als in *schwach reflexiven Ansätzen* wird in *stark reflexiven Ansätzen* der *Reiz-Wert* oder die Störung bzw. Irritation (vgl. Nadig 1986, S. 38) durch die Forscherin nicht nur reflektiert, sondern für den weiteren Forschungsverlauf produktiv gemacht. Ansätze starker Reflexivität begreifen die Position des forschenden Subjekts als wertvolle epistemische Ressource. *Stark reflexiv Forschende* erkennen ihre Verstrickungen mit dem Feld nicht nur an, sondern machen ihre eigenen Regungen – ihre eigenen emotionalen, kognitiven und körperlichen Erfahrungen – nicht zum Gegenstand, sondern nutzen diese als Ausgangslage, um die Verhältnisse zu erforschen, in denen diese stattfinden. Diese Herangehensweise ist der Annahme geschuldet, dass *stark reflexiv Forschende* „know that whenever they produce knowledge about the world around them, they also produce knowledge about themselves – and vice versa“ (Ploder 2022, S. 26f.). Im Modus *starker Reflexivität* wird also nicht nur offengelegt, wie ich von meinem spezifischen Standpunkt als Forschende aus am Forschungsprozess beteiligt bin, vielmehr ist eine Epistemologie leitend, die davon ausgeht, dass Daten – in dem hier interessierenden Fall Erkenntnisse, Beobachtungen und Relevanzsetzungen zu und von Folgen – nicht erhoben, sondern in einem performativen Akt hergestellt werden.

Man könnte die *starke Reflexivität* somit auch mit den Worten Angela Kühners (2018) als ‚erkenntnisproduktive Reflexivität‘ bezeichnen.

Um der Frage nach der Herstellung von Folgen als Forschungsfolge weiter nachzugehen, wähle ich exemplarisch einen spezifischen Zugang zu einer *erkenntnisproduktiven Reflexivität*, der seit einigen Jahren unter der Bezeichnung ‚*Autoethnographie*‘ Eingang in den sozialwissenschaftlichen Diskurs findet<sup>1</sup>.

Andrea Ploder (2021) beantwortet die Frage danach, was die Autoethnografie von anderen Arten der Ethnografie unterscheidet – für meine Überlegungen anschlussfähig – folgendermaßen:

„Autoethnograf/-innen stellen ihr eigenes Erleben ins Zentrum und radikalieren damit das reflexive und introspektive Element, das jeder guten Ethnografie eigen ist. Obwohl sie sich immer für breitere kulturelle Phänomene interessieren, setzen sie methodologisch am eigenen Erleben an und starten mit introspektiven Daten. *Looking into yourself instead* bedeutet also keine Abwendung vom Außen, sondern eine Hinwendung zum Innen – als Spiegel und Brennglas des Außen.“ (Ploder 2021, S. 156)

Das alles im Hinterkopf folge ich im Frühjahr dieses Jahres der Anrufung, eine sozialräumliche Beteiligungspraxis in der Triade Gemeinwesenarbeit-Beteiligungsdienstleistung-Alltagsakteur/-innen als adressat/-innen- und beteiligungsorientierte Forscherin zu begleiten. Im Sinne einer beobachtenden Teilnahme bin ich bei allen Zusammenkünften dabei. Ich biete meine Unterstützung an und koordiniere daraufhin zunächst unter Anleitung der Beteiligungsdienstleistung die Zusammenarbeit der Studierenden mit den Alltagsakteur/-innen. Dabei beobachte ich mich und experimentiere mit introspektiven Daten. Zur Illustration möchte ich ein Beispiel anführen:

<sup>1</sup> Weitere stark reflexive Ansätze sind z.B. die Ethnopschoanalyse (Bonz et al. 2017), der Interpretative Interaktionismus (Denzin 1989), die Reflexive Grounded Theory (Breuer et al. 2019), die Lebensweltanalytische Ethnographie (Hitzler und Eisewicht 2020) sowie die verschiedenen Konzeptionen einer performativen Sozialwissenschaft (Jones 2017).

Ich sitze an meinem Schreibtisch. Es ist der erste kühlere Tag im August. Ich transkribiere das Gespräch, das ich mit Gabriele vor zwei Monaten geführt habe. Bisher war es zu heiß und es gab zu viel zu tun. JETZT. In diesem Moment, in dem ich meine Notizen lese und die Aufnahme höre, kann ich mich wieder sehr deutlich an unsere Begegnung erinnern.

Ich verlasse den Bus am Luisenhospital und entdecke Gabriele, die mit ihrem Hund vorm Cafe Credo steht. Ich freue mich, sie zu sehen. Sie beobachtet mich, wie ich die Straße überquere. Ich stehe vor ihr, hebe die Hand zum kontaktlosen Gruß, sage „Hallo! Schön dich zu sehen.“. Gabriele sprudelt direkt los: wie es denn mit den Studenten weiterginge und überhaupt mit dem Projekt, wo die Studenten doch jetzt bald weg seien. Ich höre heraus: Sie hat Rede- bzw. Klärungsbedarf. Und ich scheine diejenige zu sein, die helfen kann. Ich überlege, wo wir hingehen könnten. Die Sonne sticht. Gabriele ist nicht gut zu Fuß. Wir suchen uns einen Platz im Schatten vorm Hospiz. Dort stehen Holzkisten in einer Art Vorgarten. Wir setzen uns. Der Hund springt auf Gabriele's Schoss.

Es ist bereits das zweite Mal, das Gabriele auf mich zukommt und mit mir sprechen will. Ihre Nachricht über den Gruppenchat erreichte mich heute im Zug. Bei unserem ersten Gespräch hatte ich ihr ausführlich von meiner Forschung erzählt: dass ich mich dafür interessiere, wie es für Menschen ist, sich an der s.g. Stadtteilmforschung zu beteiligen. Ich habe das Gefühl, sie spricht gerne mit mir über ihre Erfahrungen als Stadtteilmforscherin. Wir setzen uns und Gabriele fängt direkt an zu erzählen, wie toll sie das Projekt findet. Mich erinnert das an die Leute im Video. Jetzt bin ich also diejenige, an die die Erfolge beteiligungsorientierter Formate begeistert herangetragen werden.

Ich frage, ob ich unser Gespräch mit meinem Telefon für meine Forschung aufzeichnen darf. Sie stimmt zu und ich lege das Gerät offen zwischen uns.

Die Aufnahme läuft und ich suche nach dem Faden: „Du hattest, glaube ich gerade ...“ steige ich zögernd ein. „Du findest das Projekt GUT und unterstützenswert und äh---“. Gabriele hilft mir über mein Stocken und meine Sorge ihr etwas in den Mund zu legen hinweg: „Ich finde das TOTAL TOLL, dass ÜBERHAUPT mal was in Gange gebracht werden soll, mit der Hoffnung, dass da auch bei der Stadt was davon ankommt und die auch mitziehen. Fände ich das eine ganz super Idee. Ich erzähle auch vielen Leuten davon, ne! Dass wir überhaupt hier versuchen, irgendwo zur Gesundheit der anderen was beizutragen und versuchen, irgendwie was rauszufinden, wo man irgendwo ansetzen kann“.

Nach etwa 20 Minuten Gespräch, in denen es vor allem darum geht, wie es mit der Stadtteilmforschung in Schotten nach den Semesterferien weitergeht, kommen wir auf die Studierenden zu sprechen. Gabriele hat gemeinsam mit David und Valentina ihre Gespräche mit den Leuten aus Schotten geführt. Die beiden Studierenden haben die fünf je einstündigen Audio-Aufnahmen transkribiert – als Teil ihrer Prüfungsleistung.

„Die haben ja auch toll-“, setze ich an, such nach dem richtigen Wort und beende meinen Satz nach einer längeren Pause „... GEARBEITET.“ Ja! „Gearbeitet“, „geackert“, „malocht“ das sind passende Begriffe, denke ich – meine eigene Transkriptionsarbeit vor Augen. Anders als Gabriele und die anderen Stadtteilmforscher/-innen bekommen David und Valentina nicht mal Geld dafür.

„Ja, das war an und für sich ein schönes Zusammenarbeiten. Das kann man nicht anders sagen.“ steigt Gabriele auf meinen Gedanken ein. Dass sie von Zusammenarbeit spricht, führt mir noch mal vor Augen, wie voraussetzungsreich das ganze Setting eigentlich war.

Ich sage: „Ist ja für alle besonders. Oder? Man kennt sich nicht und-“, Gabriele fällt mir ins Wort: „Wir hatten ja sofort irgendwie ... äh-“ Ich beende ihren Satz: „So einen Draht gehabt. Ne?“ „Ja!“ bestätigt Gabriele. „Aber David umgedreht auch.“ Sie lacht dabei, als sie das sagt. „Ja, ja, klar, das hat man auch gemerkt. Schon toll“, bestätige ich Gabriele's Beobachtung. „Das funktionierte auch wirklich super“ fährt Gabriele anerkennend fort. „Auch die Valentina. Ein superliebes Mädchen. Hat auch unheimlich Spaß gemacht, mit ihr zusammenzuarbeiten. Und ... Doch!“

„Ja, und für die ist das ja auch eine ganz tolle Erfahrung“ mutmaße ich. „Ich habe das in meinem Studium zum Beispiel nicht gehabt. Da arbeitet man ganz viel mit Statistiken und hat dann irgendwie mit Zahlen zu tun, aber nicht mit den Menschen, die hinter diesen Zahlen stehen.“ Gabriele nickt ganz begeistert und sagt immer wieder betont „JA“ oder „Ja ja. Genau.“ Das motiviert mich.

Und ich spreche weiter – lauter jetzt: „Und das zu verstehen, also dass es da um Menschen geht, mit denen man am besten auch mal spricht, um was zu erfahren.“ Ich lache und Gabriele ruft „Richtig!“ und „Ja! Ganz genau!“ und „Jaja. Eben. Ist sehr wichtig für die.“

„Ja, und auch beruflich, was die dann mal damit machen. Ne?“ setze ich meine Spekulationen zu den Folgen dieser Erfahrung für die Studierenden fort. Gabriele steigt darauf ein und erzählt mir eine Geschichte: „David kam letztes Mal freudestrahlend auf mich zu, der kam etwas später ... hab ich schon gedacht: hmm: ist der krank oder was?“ Gabriele spricht weiter mit verstellter Stimme: „Ich hab meine Praktikumsstelle gekriegt!“ „Ach toll!“ rufe ich begeistert. Das sind mal konkrete Folgen für David, denke ich. Ich bin plötzlich ganz aufgeregt und hellwach. Gabriele berichtet ganz euphorisch. „Ja, hier in Schotten an der Stadt. Und dann sagt er: Dann bin ich ja in Schotten, dann komm ich dich auch besuchen, sagt er. Ganz bestimmt!“. „Wie super!“ entfährt es mir. Eine Folge, denke ich und die Aufregung fährt mir in die Glieder. Mir wird ganz heiß. Und Gabriele weiter: „Ich sag: Ja, da würde ich mich riesig freuen, wenn du hinterher dann mich besuchst.“

Mein Interesse an David ist durch Gabrieles Geschichte geweckt. „Weißt du, ob das aus dem Projekt heraus erwachsen ist, dass er da eine Praktikumsstelle hat?“ frage ich Gabriele und überlege, wie ich es so drehen kann, dass David in meiner Forschung als Adressat sozialogenbezogener Gesundheitsförderung in Erscheinung tritt. „Ja, wir hatten doch die Statistiker der Stadt Schotten hier gehabt“ beginnt Gabriele mir die Hintergründe zu erklären „und er ist hinterhergegangen und hat die gefragt. Und sie haben gesagt, er soll ein Bewerbungsschreiben schicken.“ Ich bin plötzlich in Hochstimmung. Innerlich jubiliere ich und sage – laut Aufnahme – Dinge wie „Super!“ Und: „Ach wie super ist das denn?“ Ich habe eine Folge gefunden. Bin in Folgegräberstimmung und will jetzt mehr. Auch Gabriele lasse ich an meinem Folgenfindungsglück teilhaben: „Ach, dann muss ich mal mit dem David sprechen“ sprudle ich ausgelassen los. „Weil DAS interessiert mich ja dann wieder für MEINE Arbeit. Ich gucke ja was ... Was macht das Projekt mit den Leuten? So! Und wenn daraus halt so was entsteht, das ist ja total toll.“ Ich erinnere mich, dass Gabriele an der Stelle irgendwas sagt, aber ich bin bereits mitten in meiner ganz eigenen Folgenkonstruktion. Ich höre gar nicht hin.

„Wer weiß“ sage ich stattdessen, „wo der dann mal irgendwann genau DESWEGEN ... wegen DIESER Erfahrung dann sitzt und eine Sozialplanung macht, die dann eben auch mal die Leute mit einbezieht.“ Mit dem Satz: „Ach das rührt mich gerade total“ und einem hysterischen Lachen beende ich meinen Begeisterungssturm.

Während des Transkribierens überkommt mich die Scham. Wie fixiert bin ich auf diese Folgen? Bzw. auf Folgen als ERfolge? Was ist da los? Das Gespräch mit Gabriele dauert ab diesem Zeitpunkt noch eine ganze Weile. Ich erinnere mich aber nur noch daran, in diesem Moment fündig geworden zu sein. In meinen Aufzeichnungen steht „Praktikum Sozialplanung Folge Ausrufezeichen“, die Handlungsanweisung „Gespräch mit David vereinbaren“ ist fett unterstrichen. Ich spreche noch über 40 Minuten mit Gabriele, bin noch mitten Gespräch, aber in Gedanken bereits bei David und konstruiere den oder besser meinen Projekterfolg „Beteiligungsorientierte Sozialplanung“. Doch was mich wirklich überrascht, im Moment der Transkription, ist Gabrieles Einwurf den ich im Bann meines vermeintlichen Folgenfonds – obwohl oder auch, weil ich einfach weiterplappere – schlicht überhört hatte. Während ich bereits im Gespräch mit Gabriele die vermeintlichen Folgen aus Davids Perspektive gedanklich weiterspinne und mich über meinen Folgen-Fund freue, offenbart mir Gabriele, ihre Sichtweise. Erst in der Transkription fällt mir auf: Sie ist ganz zart, ein Schimmer von Hoffnung, sie deutet einen Wunsch an und verweist auf ein folgenreiches Versprechen.

*Gabriele:* [00:23:49] Und das ist ja auch das, dass er mich dann besuchen kommen will und so was. Man ist ja jetzt auch so ein bisschen so ... so ... ähm-. [Da nehme ich ihr das Wort ab und sage: Verbandelt!] Das ist ja auch super. Und dass er es auch über DIESE Sache hinaus ... dann trotzdem MICH auch besuchen kommen möchte, fand ich total toll.

Während ich Gabrieles Aussage im laufenden Gespräch schlicht überhörte, sie mich beim Transkribieren im August, also vor knapp einem Monat, überraschte, macht sie mich in diesem Moment des laut Vorlesens wahnsinnig traurig. Ich habe letzte Woche mit David telefoniert. Das Praktikum bei der Stadt Schotten ist beendet. Er hat Gabriele nicht besucht. Die Folge eines gebrochenen Versprechens offenbart sich mir in diesem Moment als emotionale und durch den Kloß im Hals auch als körperliche Erfahrung.

**Ich danke Ihnen vielmals fürs Zuhören. Und würde mich sehr freuen, mit Ihnen zu Ihren Eindrücken, Ihren Regungen, ins Gespräch zu kommen.**

Mit diesen Worten schließe ich meinen Vortrag. Es ist sehr still, dann höre ich das Klopfen auf den Tischen. Mein Herz schlägt wie wild. Ich stelle mich gerade hin, atme tief ein und warte auf die Bewertung, erwarte den Verriss. Die erste Hand hebt sich.

Ellen Bareis meldet sich zu Wort. Ich kenne sie aus ihren Texten zu den Praktiken des Alltags, die sie und Kolleg/-innen „welfare policy from below“ benannt haben (vgl. u.a. Steinert/Pilgram 2003; Cremer-Schäfer 2005) und ihren daraus gemeinsam mit Helga Cremer-Schäfer entwickelten Ansatz einer *Empirischen Alltagsforschung* (Bareis und Cremer-Schäfers 2013). Ellen Bareis bestätigt die Relevanz eines selbstreflexiven Zugangs, weil man – wie sie betont – in der Forschung blind wird für viele Dinge. Ich erinnere mich an meine Lektüre: In dem Entwurf einer *Empirischen Alltagsforschung* findet sich diese Annahme in der Unterscheidung von „Handlungssituation“, „Erzählsituation“, „Interpretationssituation“ wieder (Bareis und Cremer-Schäfers 2013, S. 155). Ganz im Sinne *erkenntnisproduktiver Reflexivität* laden sie dazu ein, die wechselseitigen Reaktionen, die in den jeweiligen Forschungsinteraktionen<sup>2</sup> relevant werden, nicht als zu eliminierenden Störfaktor zu begreifen, sondern erkenntnisproduktiv zu nutzen.

Ich bin plötzlich ganz erleichtert, entspanne mich, was mir erlaubt, konzentriert weiter zuzuhören. Sie wolle noch etwas ergänzen, fährt Ellen Bareis fort. Mein Bericht erinnere sie an die Interviews, in die sie im Zuge der Einführung der SGB II-Maßnahmen involviert war. In der Interpretationsgruppe hätten sie herausgearbeitet, dass für die befragten Leute wichtig war, in Gesellschaft zu sein. Nach einer kurzen Pause ergänzt sie: „Es war für die Leute nützlich, dass ihnen da nicht die Decke auf den Kopf fällt, dass sie das Gefühl hatten: Da habe ich was zu tun. Und das ist bei dir auch so. Das Wichtige ist eigentlich in Kommunikation zu sein, im Austausch zu sein. Von Gesundheit ist da gar nicht die Rede.“

Ich hatte die 2005 durchgeführte Studie zu *Gender im Kontext der Organisation und Nutzung der mit dem SGB II eingeführten Arbeitsgelegenheiten* (vgl. Bareis 2006) zu diesem Zeitpunkt nicht gelesen<sup>3</sup>.

Ellen Bareis' geteilte Erfahrungen ermöglichen zweierlei: zum einen ein erkennendes Weiterdenken in Richtung der Frage, was die sozialräumliche Beteiligungspraxis für die involvierten Alltagsakteur/-innen bedeutet und welche Folgen sie demnach für ihr (gesundes) Leben relevant machen oder eben auch nicht. Zum anderen verweist ihr Kommentar auch auf die im autoethnographischen Schreiben angelegten Anschlussmöglichkeiten für das Erleben und die Geschichten anderer, die bestenfalls einen „Dialog [...] initiieren, in dem (alle Beteiligten) Bedeutung konstituieren und Erkenntnis generieren können“ (Ploder 2021, S. 157) – auf eine *textuelle Performanz*, die einem autoethnographischen Forschungszugang in meinen Augen unter der Vielzahl der stark reflexiven Ansätze eine ganz eigene Qualität verleiht. Ermöglicht er doch die persönliche Begegnung zweier Forschender und die Verfertigung der Gedanken im Austausch in der anonymen Öffentlichkeit einer Ad-Hoc-Gruppe (vgl. Adams et al. 2021, S. 7). Das beschriebene Szenario kommt somit dem sehr nahe, was Andrea Ploder in ihrem Plädoyer für eine erkenntnisproduktive Reflexivität im Forschungsprozess als „an atmosphere of kindness among academic peers“ (Ploder 2022, S. 25) beschreibt und als Bedingung für ein erkennendes Denken im Dialog benennt.

## Literatur

Adams, Tony E., Stacy Holman Jones und Carolyn Ellis. 2021. Introduction. In *Handbook of Autoethnography*, Second edition, Hrsg. Tony E. Adams, Stacy H. Jones und Carolyn Ellis, 1–19. New York, London: Routledge.

Bareis, Ellen. 2006. *Gender im Kontext der Organisation und Nutzung der mit dem SGB II eingeführten Arbeitsgelegenheiten*. Nicht veröffentlichter Forschungsbericht. Frankfurt am Main.

---

<sup>2</sup> Christine Resch und Heinz Steinert sprechen von „Arbeitsbündnissen“ (Steinert 1998).

<sup>3</sup> Es handelt sich dabei um einen unveröffentlichten Forschungsbericht. Ellen Bareis stellt ihn mir im Nachgang der Ad-Hoc-Gruppe für die Weiterbearbeitung meiner Folgenforschung zur Verfügung und verweist auf eine für mich sehr spannende Textgenese (vgl. Bareis 2009).

- Bareis, Ellen. 2009. Transformation von Sozialstaatlichkeit und alltägliche Praktiken: Der Fall Ein-Euro-Jobs. *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich* 30:85–104.
- Bareis, Ellen, und Helga Cremer-Schäfer. 2013. Empirische Alltagsforschung als Kritik. Grundlagen der Forschungsperspektive der „Wohlfahrtsproduktion von unten“. In *Adressaten, Nutzer, Agency*, Hrsg. Gunther Graßhoff, 139–159. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Bonz, Jochen, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm und Almut Sülzle, Hrsg. 2017. *Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens*. Wiesbaden: Springer VS.
- Breuer, Franz, Petra Muckel und Barbara Dieris. 2019. *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis*. 4. Aufl. 2019. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Cremer-Schäfer, Helga. 2005. Lehren aus der (Nicht-)Nutzung wohlfahrtsstaatlicher Dienste. Empirisch fundierte Überlegungen zu einer sozialen Infrastruktur mit Gebrauchswert. In *Soziale Dienstleistungen aus Nutzersicht. Zum Gebrauchswert sozialer Arbeit*, Hrsg. Gertrud Oelerich und Andreas Schaarschuch, 163–177. München: Reinhardt.
- Denzin, Norman K. 1989. *Interpretive Interactionism*. Newbury Park, London, New Delhi: Sage Publications.
- Devereux, George. 1967/1988. *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Diaz-Bone, Rainer. 2011. Die Performativität der qualitativen Sozialforschung. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 12(3): Art 22.
- Eckert, Judith, und Diana Cichecki. 2020. *Mit gescheiterten Interviews arbeiten. Impulse für eine reflexiv-interaktionistische Interviewforschung*. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe.
- Hitzler, Ronald, und Paul Eisewicht. 2020. *Lebensweltanalytische Ethnographie – im Anschluss an Anne Honer*. 2., überarbeitete Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Jones, Kip. 2017. Performative Social Science. In: *International Encyclopedia of Communication Research Methods*, Hrsg. Jörg Matthes, ohne Seitenangaben. Hoboken, New Jersey: Wiley-Blackwell.
- Kühner, Angela. 2018. Jenseits der Kontrollfiktion. Mut und Angst als Schlüsselemente erkenntnisproduktiver Reflexion in Forschungsprozessen. In *Reflexivität und Erkenntnis. Facetten kritisch-reflexiver Wissensproduktion*. Forum Psychosozial, Hrsg. Alina Brehm und Jakob Kuhlmann, 99–118. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Kühner, Angela, Andrea Ploder und Phil C. Langer. 2016. Introduction to the Special Issue. *Qualitative Inquiry* 22:699–704.
- Nadig, Maya. 1986. *Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko*. Frankfurt am Main.
- Ploder, Andrea. 2021. Evokative Autoethnografie. In *Begegnen, Bewegen und Synergien stiften*, Hrsg. Marc Dietrich, Irene Leser, Katja Mruck, Paul S. Ruppel, Anja Schwentesius und Rubina Vock, 155–172. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Ploder, Andrea. 2022. Strong reflexivity and vulnerable researchers. On the epistemological requirement of academic kindness. *Queer-Feminist Science & Technology Studies Forum* 7:25–38.
- Steinert, Heinz, Hrsg. 1998. *Zur Kritik der empirischen Sozialforschung. Ein Methodengrundkurs*. Frankfurt am Main: Eigenverlag.
- Steinert, Heinz, und Arno Pilgram, Hrsg. 2003. *Welfare policy from below. Struggles against social exclusion in Europe*. Aldershot: Ashgate.
- Widersprüche, Hrsg. 2022. *Wir forschen Dich mit. Partizipative Forschung als Vergesellschaftung von Forschung*. Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, Bd. 166. Münster: Westfälisches Dampfboot.